

Graf Rhoden erfüllte als Gastgeber noch immer seine Pflicht — er heuchelte eine liebenswürdige Miene und suchte die Unterhaltung in neue Bahnen zu lenken. Aber in seinem Innern grollte es. Er hätte am liebsten die ganze Gesellschaft, deren niedrigen Geist er erkannte, zum Haus hinausgeworfen.

Gräfin Marie hatte die Vorgänge mit traurigem Blicke beobachtet. Oft blickte sie zu ihrem Gemahle hin, den sie auſstiefſte bemitleidete, trotzdem ſie in ſeine Lage hineinverflochten war. Ihre Lippen regten ſich, ohne einen Laut hervorzubringen. So ſtand ſie lange. Endlich fuhr ſie ſich mit der Hand über die Stirne, als ob ſie aus einem Traume erwache, nicht aus einem Traum der letzten Minuten, ſondern einem Traume, der einen großen Theil ihres Lebens umſing, da ſie durch lange Jahre ahnungslos geblieben war, welcher Sturz dem Hauſe Rhoden drohte, ein Sturz, der vielleicht ebenſo gut ſchon früher hätte eintreten können. Ihr Gemahl, der angeſehene Edelmann, der reiche bewunderte Unternehmer — ruiniert! Es war der Hochmut des Reichthums geweſen, der Glaube an ſeine adelige Unantaſtbarkeit, der ihn dahin gebracht. Was würde der bedauernswerte Mann nun beginnen, er, der ſtets auf die anderen als tief unter ihm ſtehende Geſchöpfe herabgeblickt, der nie die Leiden der Armut gekannt? Eine herbe Bitterkeit erfüllte die Gräfin in dieſem Augenblicke, eine Bitterkeit, die ſich auch auf ihrem frommen Geſichte malte, das ſelten dieſen Zug gekannt. Sie ſelbſt entſetzte ſich vor der Veränderung, die ſie in ſich vorgehen fühlte. Die aufgepuſzten Tänzer und Tänzerinnen vor ihr erſchienen ihr plötzlich wie Geſpenſter, wie Puppen. Es litt ſie hier nicht länger — ſie mußte fort aus dem Drängen und Treiben dieſer ſelbſtſüchtigen Geſellſchaft, der gegenüber ſie ſich jetzt nicht mehr verpflichtet fühlte. Sie eilte hinweg aus den Sälen, die ſie ihrem Gemahl zu Liebe wieder aufgeſucht hatte, und lief, erregte, unverſtändliche Worte murmelnd, die Treppe hinauf, in die Stube, wo